

## 6.14. &lt;Das Wort&gt;

*Mathias Mayer*

<Das Wort> (HKA II, 208 f., in der Fassung vom 9. Mai 1845), 1860 von Schücking in *Letzte Gaben* veröffentlicht, gehört nicht allein seiner komplizierten Entstehung und Überlieferung wegen (vgl. HKA II, 848 f., 850–852) zu den mehrfach diskutierten Werken der Autorin: Die mit zahlreichen Bearbeitungsspuren versehene Handschrift H<sup>1</sup> findet sich auf der Rückseite eines Briefentwurfes an Melchior von Diepenbrock (HKA X, Nr. 365), der die Dichterin am 26. April 1845 um ein Autograph gebeten hatte. Eine siebenstrophige Fassung ist in H<sup>2</sup> auf den 9. Mai 1845 datiert, aber Droste hat den Text sowohl weiter bearbeitet (H<sup>3</sup>, H<sup>4</sup>), um die sechste Strophe gekürzt, wie ihn für andere Zwecke verbreitet (H<sup>1</sup>, für Charlotte von Harff-Dreiborn). Die auf den 1. Juni 1846 datierte Handschrift H<sup>4</sup> ist »Meiner lieben Euphrosine« gewidmet. Die Tatsache, dass es sich um eines der späten Gedichte, vor allem, dass es sich um die letzten die Dichtung selbst thematisierenden Verse handelt, hat dem Gedicht besondere Aufmerksamkeit zugetragen (Rotermund 1962, 76; Marquardt 1977, 55–57; Meyer 1994, 316; Koopmann 2000, 27 f.).

Dabei hat die metrische Eigenwilligkeit dieses Textes eine eher geringe Rolle gespielt: Die vierhebigen Jamben lassen in jeder Strophe einen klingenden Paarreim von einem stumpfen Reim umarmen, allerdings mit der Besonderheit, dass Vers 1, 9 und 25 daktylische Unruhe und einen Hebungsprall riskieren. Auf diese Weise entzieht sich der Text, bis in seine letzte Stufe, der schematisierten Eindeutigkeit. Der metrischen Struktur ist eine gewisse Wildheit nicht ganz abzusprechen, obwohl man den Text durch die Entstehungsgeschichte und den jedenfalls konservativ erscheinenden Brief der Autorin an den designierten Bischof von Breslau vom Mai 1845 als Zeugnis einer neuen religiösen Besinnung gelesen hat.

Die metaphorischen Potentiale des Gedichtes sind zum Teil aus der Bibel – das »Körnlein« in Vers 5 wird auf das Gleichnis vom Sämann aus dem Neuen Testament bezogen –, zum Teil aus dem Vorrat der Sprichwörter gespeist: Der Zusammenhang von Wort und Pfeil (V. 1) sowie die Rede von der Lebendigkeit des Funkens (V. 9) sind in Wanders *Sprichwörter-Lexikon* (1867–1880) belegbar (HKA II, 857). Indes sollte das Gedicht nicht auf eine resignierende Restauration reduziert werden.

Die erste Strophe stellt das Wort nicht nur als aggressives Potential dar, im Licht einer wenig religiösen Jagdmetaphorik, die eher antike Wurzeln hat (Artemis), sondern sie rückt es in die Spannung von Leichtigkeit und Ernsthaftigkeit, vor allem aber setzt sie es dem Verdacht der Unberechenbarkeit und Unkontrollierbarkeit aus. Beim christlich konnotierten Bild vom »Körnlein« dominiert nicht die Hoffnung auf sein Wachstum, sondern das Moment der Unauffindbarkeit, der Nichtbeherrschbarkeit. Das Wort droht sich zu verselbständigen und sich dem Sprecher zu entziehen. Seine Entfaltungsmöglichkeiten sind nicht absehbar, – der ›Autor‹ des Wortes hat jegliche

Autorität verloren, der »Funke[ ]« (V. 9) kann erlöschen oder ein »Flammenmeer« (V. 12) entfachen. Wie sehr das Gedicht von der Frage der Verantwortung geprägt ist, zeigt die zentrale vierte Strophe, in der ein eschatologischer Zusammenhang eröffnet wird – trotz des Entzugscharakters des Wortes ist der Sprecher dafür haftbar zu machen: Der für Droste erhebliche Komplex von Schuld und Sühne kommt auf bedrohliche Weise ins Spiel. Eine Verantwortung eines lyrischen Ich ist nur in der indirekten Form der zweiten Person erkennbar geworden, erst mit der fünften Strophe (»Mein Gott«, V. 18) wird sie greifbar, allerdings um sich zugleich als »Zagenden und Blinden« (V. 18) in seiner Ohnmacht zu charakterisieren. Hier wird die Erkenntnisproblematik zum Thema, die Begrenztheit auch des Wissens. Der Mensch ist weder Herrscher über sein Wort noch im Besitz der Erkenntnis, – er ist auf das Licht einer göttlichen Instanz angewiesen. Das »Dichtergedicht« wird zur Abrechnung mit der menschlichen Beschränktheit, bevor es eine Dialektik von Geschenk und Gabe einerseits (V. 21, 23), von Allmacht (V. 21) andererseits eröffnet. Drostes Poetik der Gabe verdankt sich dabei der völligen Unverfügbarkeit, sie mündet in den Anruf einer existentiellen Unwissenheit, die keineswegs mit einer schlichten Geborgenheit im Glauben verwechselt werden sollte. Was zunächst Dichtergedicht scheinen mag, vertieft sich zu einer Abrechnung mit der Existenz des Menschen – als des sprechenden Lebewesens, das selbst in dieser Auszeichnung, in diesem Geschenk sich nur bedingt einrichten kann. *〈Das Wort〉* ist damit auch eine Auseinandersetzung mit der Ausgesetztheit, der Unwissenheit der menschlichen Existenz. Denkt man an Sören Kierkegaard, so steht Droste damit nicht allein in dieser Zeit, aber der Blick geht weit über sie hinaus, in Richtung Moderne.

### Literatur

- Koopmann, Helmut: »Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme«. Zum Selbstverständnis der Droste in ihren Dichtergedichten. In: Droste-Jahrbuch 4 (2000), S. 11–33.
- Marquardt, Axel: *Das Wort* und der Brief der Droste an Melchior von Diepenbrock (Mai 1845). In: Beiträge zur Droste-Forschung 4 (1977), S. 53–66.
- Meyer, Matthias: Die »Dichtergedichte« der Annette von Droste-Hülshoff. Probleme einer Identitätsbildung. In: Danielle Buschinger (Hg.): Europäische Literaturen im Mittelalter. Mélanges en l'honneur de Wolfgang Spiewok à l'occasion de son 65ème anniversaire. Greifswald 1994, S. 297–319.
- Rotermund, Erwin: Die Dichtergedichte der Droste. In: Jahrbuch der Droste-Gesellschaft 4 (1962), S. 53–78.